

ANGELA FOURNES

ANNETTE BOPP

DEN
TOD
MUSS
MAN
LEBEN

*Für meine Mutter, die mich das Sterben lehrte.
Und für Lydia, die den Impuls für das Café Tod gab.*

ANGELA FOURNES
ANNETTE BOPP

DEN
TOD
MUSS
MAN
LEBEN

Eine Bestatterin hilft – denen, die gehen,
und denen, die bleiben

LUDWIG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen,
verlagsüblich zu nennen und zu honorieren.

Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der Quellenlage
bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein,
werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der besseren Lesbarkeit wegen haben wir im ganzen Buch
die männliche Sprachform beibehalten. Selbstverständlich sind
alle anderen Geschlechter immer genauso gemeint.



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Originalausgabe 10/2018

2. Auflage

Copyright © 2018 by Ludwig Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Text'up Lilian Kura, Starnberg (www.textup.de)

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design

unter Verwendung eines Motives von: Shutterstock Images LLC

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-28101-1

www.Ludwig-Verlag.de

ZU DIESEM BUCH	9
WIE ICH BESTATTERIN WURDE	15
Eltern, Kindheit und Jugend	18
Mexiko	19
Schulzeit und zurück in die USA	21
Vaters Bestattung	23
Noch einmal Mexiko	24
In Deutschland	26
Der Tod meiner Mutter	30
Lehr- und Wanderjahre	32
Am Priesterseminar	35
In Peru	36
Auf der Suche	38
Endlich angekommen	40
»Bestatter sein ist ein Übungsweg«	43
GUT VORBEREITET SEIN	53
Die physische Vorbereitung auf das Sterben	53
Die letzten Dinge ordnen	54
Dokumente vorbereiten	56

Eine Bestattungsverfügung erstellen	62
Den digitalen Nachlass regeln	70
Die seelische Vorbereitung auf das Sterben	71
Das Lassen üben	73
Die geistige Vorbereitung auf das Sterben	77
Den Schatten begegnen	79
Die Parallelen von Geburt und Tod	81
»Einen würdigen Umgang ermöglichen«	85
DEN TOD LEBEN	97
Versorgen, Waschen, Ankleiden	103
Das Waschen	106
Das Ankleiden	109
Alter Brauch neu entdeckt: das Aufbahren	110
»Es war eine ganz wunderbare Erfahrung«	113
Den Sarg bemalen und schmücken	120
Den Toten in den Sarg betten und aussegnen	121
Lebens- und Abschiedsfeier, Beisetzung	124
Den Sarg oder die Urne bestatten	133
»Ich bin froh, so begleitet worden zu sein«	135
Sollen Kinder dabei sein?	140
Geschichten zum Vorlesen für Kinder und Erwachsene	144
»Die Kinder waren ständig mit dabei«	152

Das Nachtreffen nach 40 Tagen	158
»Wir leben weiterhin zusammen, nur auf andere Art«	161
Mit den Verstorbenen leben	170
Das Café Tod	171
Die zwei Seiten des Todes	178
ANHANG	185
Checklisten	185
Zum Vorlesen und Vortragen	188
Nützliche Internetadressen	204
Weiterführende Literatur	204
Quellenverzeichnis der zitierten Textstellen	206

ZU DIESEM BUCH

»Ich möchte dem Tod seine menschliche Seite zurückgeben«

Der Tod ist für mich das Natürlichste von der Welt. Statt als absolutes Ende empfinde ich ihn als Tor zu einer Verwandlung unseres Seins – danach geht es in einer anderen Dimension weiter.

Früher gehörte der Tod viel stärker zum Alltag. Gestorben wurde meist zu Hause, im Kreis der Großfamilie, auch in Anwesenheit der Kinder. Zusammen wusch man den Leichnam, zog ihn an und bahrte ihn für einige Tage auf. Freunde und Verwandte kamen, um sich zu verabschieden; während der Totenwache wurde die Familie von Nachbarn mit Essen und Trinken versorgt. Später hob man gemeinsam das Grab aus und schaufelte es wieder zu.

Heute ist all das ein Tabu, obwohl das Thema »würdiges Sterben« durch zahlreiche Bücher und Artikel langsam wieder eine Lobby bekommt. Der Tod selbst jedoch wird weiterhin verdrängt. Wer im Krankenhaus stirbt, den bringt das Personal schon nach zwei Stunden ins Kühlfach der Pathologie, von dort holt der Bestatter den Leichnam dann ab. Im Normalfall sehen die Angehörigen den Verstorbenen erst bei der Bestattungsfeier im Sarg wieder – oder gar nicht mehr. Alles, was bis dahin notwendig ist, verläuft ohne ihr Beisein. Das ist umso bedauerlicher, als Tote genau in dieser Zeit einen gravierenden Veränderungsprozess durchlaufen: Es dauert ungefähr drei Tage,

bis sich Seele und Geist vollkommen aus dem Körper gelöst haben und lediglich eine leere Hülle zurückbleibt. Dieser Prozess wird den Hinterbliebenen vorenthalten, obwohl er enorm wichtig ist für einen guten Abschied und für die Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit. Trauer wird eben nicht leichter verarbeitet, wenn man alles, was mit dem Verstorbenen zu tun hat, den Profis überlässt. Mehr noch: Man vergibt die einmalige Chance, einem geliebten Menschen einen allerletzten Liebesdienst zu erweisen – ebenso wie sich selbst.

Dieses Buch ist aus dem Anliegen heraus entstanden, dem Tod seine menschliche Seite zurückzugeben und ihn als Teil unseres Lebens zu verstehen. Es soll dazu ermutigen, die alte Tradition des Auffahrens wieder neu zu beleben. Es soll aufzeigen, wie erfüllend es ist, die Begleitung eines Verstorbenen bis zur letzten Ruhe bewusst zu gestalten.

Ich habe dieses Buch nicht selbst geschrieben. Zum Glück konnte ich die Journalistin und Autorin Annette Bopp dafür begeistern, die sich schon in zwei Büchern intensiv mit dem Thema Sterben und Tod beschäftigt hat. Sie hat meine zunächst noch ungeordneten Gedanken und Geschichten in eine gut lesbare Form gebracht.

Wir hoffen beide, dass die Lektüre Sie inspiriert, künftig dem Tod einen Platz in Ihrem Leben zu geben – und einer neuen, menschlicheren Bestattungskultur eine Chance.

Berlin, im September 2018
Angela Fournes

»Den Tod als integralen Bestandteil des Lebens verstehen«

Es ist jetzt gut ein Jahr her, dass mich ein Anruf von Angela Fournes aus Berlin erreichte: Ob ich mir vorstellen könne, mit ihr ein Buch über das Bestatten zu schreiben, über den würdigen Umgang mit einem Verstorbenen – vom Moment des Todes bis zur Trauerfeier und Beisetzung? Schon in den vergangenen Jahren hatte ich mich intensiv mit dem Thema Sterben und Tod befasst. Das Ergebnis waren zwei Bücher, die ich zusammen mit der Palliativkrankenschwester Dorothea Mihm geschrieben habe: *Die sieben Geheimnisse guten Sterbens* und *Anleitung zum guten Sterben*. Der Aspekt des Bestattens fehlte noch; er war in den bisherigen Werken nicht vorrangig.

Angelas Anfrage kam in einer Zeit, als mir Fakten aus dem Jahr 2013 wieder in die Finger kamen, die nicht nur für Sterben und Tod, sondern auch für die heikle Frage der Organspende relevant sind. Forscher hatten im Fachblatt *Human Neurosciences* neue Erkenntnisse zu den körperlichen Funktionen Sterbender publiziert, die bisher kaum Beachtung gefunden hatten. Sie sind das Ergebnis wissenschaftlich fundierter Messungen abseits jeder Esoterik:

- Das Gehirn stirbt nach dem Tod nicht gleich ab, sondern arbeitet noch mehr als zehn Minuten lang weiter. Nur wenige Minuten zuvor empfängt es letztmals wahre Salven von Elektrizität.
- Zeichnet man in dieser Zeit die Gehirnströme mittels eines Elektroenzephalogramms (EEG) auf, ist das Muster bei jedem Menschen unterschiedlich. Das bedeutet, jeder einzelne von uns macht auch nach dem offiziellen Eintritt des Todes noch individuelle Erfahrungen.

- Das Gedächtniszentrum ist weiterhin aktiv, auch wenn das restliche Hirn bereits tot ist. Es ist der letzte Teil des Gehirns, der erlischt. Unmittelbar bevor es seine Aktivität einstellt, schickt es noch einmal besonders emotionale Erinnerungen vor die Augen des bereits Gestorbenen.
- Noch zwei Tage nach dem Tod arbeiten mehr als tausend Gene in unserem Körper. Einige davon sind hochaktiv. Es sind Gene, die Entzündungen triggern, das Immunsystem anregen, Stress entgegenwirken und sogar das Krebswachstum fördern. Warum werden diese Gene ausgerechnet im bereits gestorbenen Körper wieder lebendig?

Diese Erkenntnisse und nicht zuletzt die Erforschung von Nahtoderlebnissen stellen uns unweigerlich vor eine entscheidende Frage: Ist vor diesem Hintergrund der Hirntod als Definition für den Todeszeitpunkt noch zu rechtfertigen? Mehr noch: Lässt sich die heute übliche Praxis im Umgang mit Verstorbenen noch aufrechterhalten? In Krankenhäusern schieben wir sie kurzerhand ins Kühlfach, in Pflegeheimen und anderswo lassen wir sie möglichst schnell vom Bestatter abholen, der sie wiederum in irgendeinen Kühlraum verfrachtet. Ist dieses Vorgehen vertretbar, wenn doch der Körper noch ein bis zwei Tage nach seinem Tod ganz offensichtlich bestimmte Funktionen aufweist, auch wenn diese bereits im Ersterben begriffen sind? Was tun wir ihm damit an?

Nein, ich möchte nicht, dass mit mir so umgegangen wird. Ich möchte die Möglichkeit haben, in Ruhe mein Leben – im wahrsten Sinne des Wortes – auszuhauchen, möglichst im Kreise meiner Lieben, zu Hause. Deshalb habe ich inzwischen genau verfügt, wie mit mir umgegangen werden soll, wenn es zu Ende geht. Und ich kann nur hoffen, dass diese Wünsche dann so umgesetzt werden können.

Es ist wichtig, dass wir schon zu Lebzeiten auf diese Fragen

aufmerksam werden und nicht erst, wenn der Tod unmittelbar bevorsteht. Natürlich erfordert das etwas Mut. Deshalb habe ich es sehr begrüßt, dass nun ein Buch über die Möglichkeiten entstehen sollte, Verstorbenen anders zu begegnen: menschlich, liebevoll, angstfrei.

Schon mehrfach durfte ich miterleben, wie Menschen nach ihrem Tod aufgebahrt wurden – und empfand es ausnahmslos als eine schöne, sinnvolle und würdige Tradition. Es wurde geweint und gelacht am Totenbett, Lustiges und Nachdenkliches miteinander geteilt. Man fühlte sich miteinander und mit dem Verstorbenen verbunden, und das Leben bekam damit eine neue, noch lebendigere Dimension. Leider ist es aber immer noch keine Selbstverständlichkeit, Menschen zu Hause sterben zu lassen. Noch viel seltener werden sie dort aufgebahrt. Die meisten Hinterbliebenen wissen gar nicht, dass das möglich ist, oder sie haben Angst vor dem Umgang mit einem Leichnam. Es ist allerdings höchste Zeit, dass wir den Tod endlich als integralen Bestandteil des Lebens verstehen lernen.

Mit Trauerfeiern habe ich sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht, gute wie schlechte. Angesichts der allgegenwärtigen Berührungängste schien es mir mehr als drängend, das Thema aus der Schmutzdecke zu holen und ein Modell zu entwickeln, wie man besser mit Sterben und Tod umgehen kann. Angela Fournes steht für eine besondere, heutzutage noch wenig verbreitete Kultur: als professionelle Außenstehende die Angehörigen und auch den Verstorbenen selbst durch diese wichtige Phase zu begleiten.

Und so ließ ich mir von ihr berichten, wie sie dabei vorgeht, welche Motive sie bewegen und wie sie überhaupt dazu kam, Bestatterin zu werden. Ich habe alles bewusst so aufgeschrieben, wie sie es mir erzählt hat, in ihren eigenen Worten, weil ich wollte, dass es so authentisch bleibt, wie Angela nun ein-

mal ist. Das Bestatten ist ihr Herzensthema. Ich war nur das Instrument dafür, ihre Erfahrungen zu Papier zu bringen.

Zusätzlich habe ich mit Menschen gesprochen, die mit dieser besonderen Art des Bestattens eigene tiefgreifende Erfahrungen gemacht haben. Sie sind die besten Zeugen dafür, wie bereichernd und heilsam der direkte, unverstellte Umgang mit einem Toten sein kann. Die Protokolle dieser sehr persönlichen Geschichten finden Sie über das ganze Buch verteilt.

Wenn es dazu beiträgt, dass mehr Menschen den Mut finden, den Tod in ihrer Lebens- und Gedankenwelt willkommen zu heißen und dadurch anders mit Verstorbenen umzugehen – dann hat dieses Buch sein Ziel erreicht.

Hamburg, im September 2018
Annette Bopp

WIE ICH BESTATTERIN WURDE

Dass Menschen sterben, war für mich schon als Kind etwas ganz Alltägliches. Das liegt sicher daran, dass ich in Mexiko aufgewachsen bin, wo man damit ganz anders umgeht als in Europa. Der Tod gehört dort in allen Generationen ganz selbstverständlich zum Leben. Bekamen wir zum Beispiel beim Spielen mit, dass irgendwo ein anderes Kind gestorben war, radelten wir hin, um es zu verabschieden – das gehörte sich einfach so. Der kleine Leichnam lag in einem Bettchen oder Sarg, immer in einem Meer von Blumen. Es gab zu essen und zu trinken, man lachte und weinte zusammen, nichts daran war bedrohlich.

Für die Menschen in Mexiko ist es normal, auf diese Weise Anteil zu nehmen und den Toten einen guten Weg zu wünschen. Verstorbene Kinder nennt man in Mexiko übrigens bis heute »Engelchen«, weil sie noch nicht ganz auf der Erde angekommen sind und so zwischen Himmel und Erde vermitteln können. Ich finde das ein schönes Bild.

Dieser besondere Umgang der Mexikaner mit dem Sterben geht über 3 000 Jahre auf die Azteken mit ihrer großen Ahnenkultur zurück. Für sie war der Tod Bestandteil des Lebens, ganz einfach aus dem Grund, weil Leben nur entstehen kann, wenn etwas anderes stirbt. Geborenwerden und Sterben waren untrennbar miteinander verbunden, zwei Tore innerhalb eines unendlichen Kreislaufs. Der Tod galt als Portal für ein weiteres Leben, so wie die Geburt eines in das Leben hinein war.

Den Toten waren im aztekischen Jahreslauf zwei Feiertage gewidmet: das Blumenfest im Juni/Juli für die Kinder und das Erntedankfest Ende August für die Erwachsenen – die Blütezeit als Symbol für das Heranwachsen, der Herbst für Reife. Als die Spanier das Land eroberten und ihm das Christentum aufzwangen, verboten sie diese »heidnischen« Bräuche. Kurzerhand verlegten die findigen Mexikaner das Totenfest auf die katholischen Feiertage Allerheiligen und Allerseelen. Bis heute feiert man am 31. Oktober vorab die verstorbenen Kinder und an den beiden Folgetagen die Erwachsenen. Am 1. und 2. November ziehen die Menschen mit Kerzen, Blumen und prall gefüllten Picknickkörben zu den Friedhöfen und verbringen die ganze Nacht dort. An den Gräbern wird gebetet und getrauert, Musik gemacht, geschmaust und gefeiert – es ist ein einziges großes Happening, ein riesiges, lautes, buntes und fröhliches, aber auch besinnliches Fest der Begegnung zwischen den Lebenden und den Toten.

Am Eingang der Friedhöfe werden riesige Holzgestelle aufgebaut, über und über geschmückt mit leuchtend orangefarbenen Studentenblumen (Tagetes), weil Tote angeblich die Farben Orange und Gelb erkennen können. Deshalb markieren orangefarbene Blumen auch den Weg vom Friedhof zur Wohnung.

Vor jedem Haus hängt eine Laterne, alle Räume sind picobello geputzt und als Einladung an die Verstorbenen mit Weihrauch ausgeräuchert. Im Wohnzimmer steht ein bunt geschmückter Gabentisch mit Fotos und allem, was der Verstorbene im Leben besonders gern aß und trank. Der ganze Tisch ist überhäuft mit kleinen Totenköpfen, Särgen und Skeletten aus Zucker, Schokolade oder Marzipan. Das soll niemanden er- und abschrecken. Vielmehr gelten die Totenköpfe als »Gefäße«, in die die Seelen einkehren können. Deshalb liegen sie in allen nur denkbaren Varianten herum, beschriftet mit dem

Namen des Verstorbenen, der erwartet wird. Außerdem verschenkt man sie an noch Lebende, mit deren Namenszug versehen, als süße Erinnerung an unsere Endlichkeit.

Neben Süßigkeiten und Kuchen – unbedingt dabei: »Pan de Muerto«, das süße Totenbrot – dürfen auch Obst und Gemüse nicht fehlen. Immerhin ist der Tag gleichzeitig ein Erntedankfest! Zahllose Kerzen sorgen für stimmungsvolles Licht, überall hängen bunte Girlanden. Wichtig sind ein Stuhl, ein Wasserkrug und ein Handtuch zum Händewaschen für den Verstorbenen: Er muss sich ja von seiner Reise ausruhen und frisch machen.

Traditionell machen sich in dieser Zeit als Tote Verkleidete über die aktuelle Politik lustig und ziehen die Verantwortlichen gehörig durch den Kakao.

Eine der wichtigsten Figuren des mexikanischen Totenfestes ist die »Calavera Catrina«. Das ist eine Fantasiefigur mit der Maske eines menschlichen Skeletts in einem farbenprächtigen, lang herabwallenden Frauengewand, gekrönt von einem ausladenden Hut oder Kopfschmuck. Eine beeindruckende Erscheinung! Die Mexikaner verkleiden sich mit Vorliebe als Catrinas und kennen unzählige Variationen davon; heiß geliebt sind sie alle.

Die Feierlichkeiten enden mit der Verabschiedung der toten Seelen am Abend des 2. November auf dem Friedhof ... bis zum nächsten Jahr.

Diese Tage sind das höchste Fest im mexikanischen Jahreslauf. Von der UNESCO wurde der Brauch 2003 zum »Meisterwerk des mündlichen und immateriellen Erbes der Menschheit« ernannt und 2008 in die »Repräsentative Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit« übernommen. Schade, dass das in Deutschland kaum jemand weiß.

Leider musste ich die schöne Tradition, von der ich hier berichte, mit 15 Jahren in Mexiko zurücklassen. Der fröhliche

Umgang mit Sterben und Tod ist mir dennoch geblieben – und einer der Gründe, warum ich mir dazu eine recht unkomplizierte Einstellung bewahrt habe. Die anderen liegen in meiner kurvenreichen Lebensgeschichte begründet. Beides zusammen führte dazu, dass ich heute als Bestatterin arbeite – weshalb ich Sie einladen möchte, mit mir kurz auf diesen Lebensweg zurückzuschauen.

Eltern, Kindheit und Jugend

Meine Mutter wurde 1922 in Hausberge an der deutschen Porta Westfalica geboren. Sie war Fotografin wie ihr Vater. Schon ihre Eltern hatten Kontakt zur Anthroposophie gehabt, der von Rudolf Steiner begründeten Geisteswissenschaft. Beide gehörten zur »Christengemeinschaft«, einer Glaubensgemeinschaft, die der Anthroposophie nahesteht. Dort werden christliche Sakramente gepflegt wie Taufe, Konfirmation, Beichte, Trauung, Priesterweihe und Letzte Ölung. Der Gottesdienst besteht in einer »Menschen-Weihehandlung«. Meine Mutter ist in dieser Tradition aufgewachsen und fühlte sich darin beheimatet.

Weil mein Großvater offenbar zweimal verhinderte, dass sie sich verlobte, war meine Mutter mit 34 Jahren noch immer unverheiratet – für damalige Verhältnisse ziemlich ungewöhnlich. Um endlich selbstbestimmt leben zu dürfen, brach sie 1956 mutig nach New York auf.

Schon während der Transatlantikpassage auf einem Frachter – das Schiff hatte noch nicht einmal abgelegt! – nahm das Schicksal ihr weiteres Leben in die Hand. Als meine Mutter nämlich ihre Kabine beziehen wollte, bekam sie die Tür nicht auf. Zufällig ging gerade Kapitän William Donald Craig vor-

bei. Er gewann den Kampf gegen das klemmende Türschloss – und verlor sein Herz. Für den Rest der Überfahrt ließ er die hübsche, deutlich jüngere Frau kaum noch von seiner Seite. Nur vier Monate später, am 30. November 1956, heirateten die beiden in New York City. Für Bill war es die zweite Ehe; von seiner ersten Frau, die 1949 gestorben war, hatte er bereits zwei inzwischen erwachsene Kinder.

Vier Jahre später wurde ich geboren, anderthalb Jahre danach mein Bruder. In dieser Zeit ging mein Vater in Rente; er war 25 Jahre älter als meine Mutter und litt an Asthma. Auf See hatte ihn die Krankheit nicht weiter beeinträchtigt, doch die Großstadt war Gift für seine Lungen. Und so stellte sich 1962, als er den Kapitänsdienst quittierte, die Frage: wohin? Nur ein Ort in Küstennähe oder im Gebirge kam infrage. Die Wahl fiel auf Guadalajara, eine mexikanische Stadt in 1590 Metern Höhe. Hier waren meine Eltern zwar noch nie gewesen, aber laut Erzählungen herrschte hier ein lungenfreundliches Klima und obendrein wohnte dort einer von Bills Cousins. Wie viele ältere Amerikaner war er schon vor Jahren nach Mexiko übersiedelt, weil es sich dort auch mit einer kleinen Rente gut leben ließ.

So zogen wir in einem großen Auto los, Hab und Gut auf einem Anhänger im Schlepptau. Eigentlich wollten wir nur drei Jahre bleiben. Es wurden dreizehn.

Mexiko

Als ich in Mexiko ankam, war ich zwei Jahre alt und redete kaum ein Wort. Es wurden Wetten abgeschlossen, was ich zuerst sprechen würde: Deutsch wie meine Mutter oder Englisch wie mein Vater. Damit, dass ich kurz darauf auf Spanisch wie unsere mexikanischen Hausangestellten loslegen würde, hatte

keiner gerechnet – und doch hatte ich damit meine Muttersprache gefunden. Wenn meine Mutter Englisch oder Spanisch redete, machten wir Kinder uns immer über ihren dicken deutschen Akzent lustig. Manchmal musste sie trotzdem zwischen uns und Vater übersetzen, weil er sich weigerte, die Sprache seines neuen Heimatlandes zu lernen.

Insgesamt haben wir Kinder unseren Vater immer mit einer gewissen Distanz und eher wie einen Opa wahrgenommen, weil er schon ziemlich alt war. Natürlich hat er sich bemüht, aber er war einfach nicht mehr so belastbar und vor allem mir kleinem Wildfang kräftemäßig nicht gewachsen. Trotzdem hat er mir viel Liebe mitgegeben und eine goldene Kindheit ermöglicht.

Diese Zeit in Mexiko war die schönste seines Lebens. Er konnte sein Rentnerdasein in vollen Zügen genießen, weil er kaum Verpflichtungen hatte, das war sehr entspannt. Meine Mutter und er hatten viel Zeit füreinander, die Menschen waren freundlich und offen, wir hatten viele Bekannte und Kontakte in die dort reichlich vorhandenen Clubs. Das Klima war trocken und warm mit durchschnittlich 25 Grad Celsius, sodass wir den Pool in unserem großen Garten fast ganzjährig genießen konnten. Um die meisten anfallenden Arbeiten kümmerten sich, wie es in Mexiko damals selbstverständlich war, ein Gärtner und das Hausmädchen.

Die Familie spielt in Mexiko eine große Rolle. Besonders der Sonntag ist ein Familientag: Alle gehen zusammen in die Kirche, essen gemeinsam, machen Ausflüge – und die Verstorbenen gehören ganz selbstverständlich mit in diesen Familienverbund.

Wenn man wie die Mexikaner davon ausgeht, dass der Tod nur eine Durchgangsstation ist, steht man von alleine viel gelassener im Leben. Geht man dagegen, wie viele Menschen bei uns in Europa, davon aus, dass nach dem Tod nur noch Leere kommt, schiebt man jeden Gedanken daran lieber möglichst